

BEN COES

**BLUTIGER  
SONNTAG**

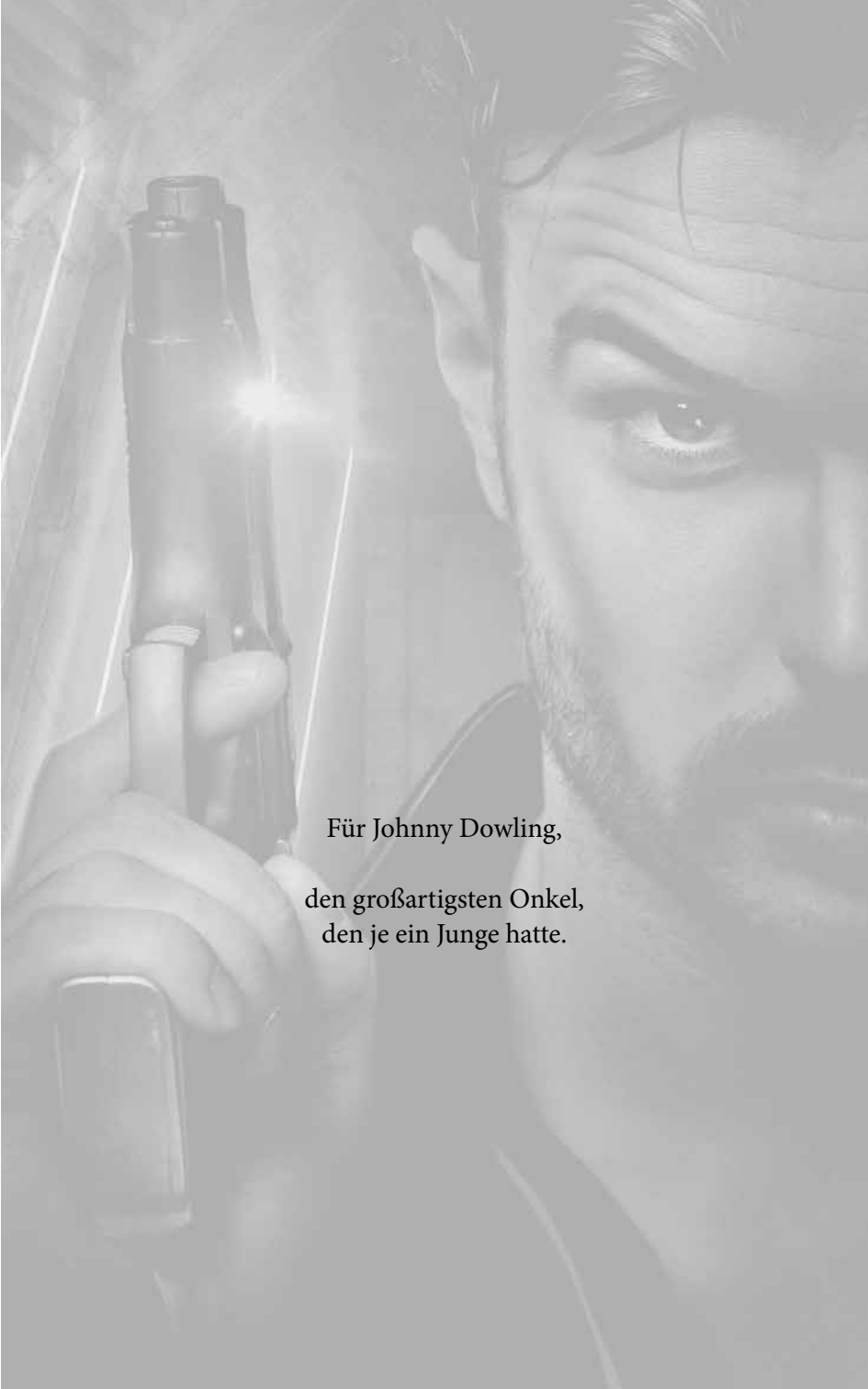
Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Bloody Sunday*  
erschien 2018 im Verlag St. Martin's Press.  
Copyright © 2018 by Ben Coes

1. Auflage Januar 2023  
Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig  
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski  
Alle Rechte vorbehalten

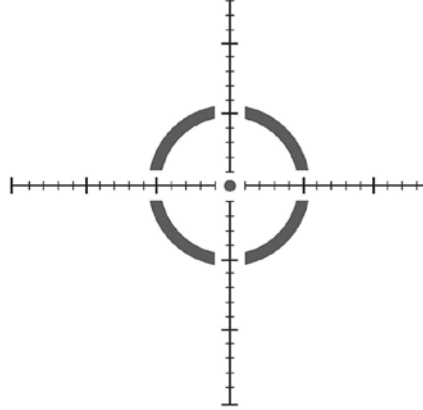
ISBN 978-3-98676-038-0  
eBook 978-3-98676-039-7



Für Johnny Dowling,  
den großartigsten Onkel,  
den je ein Junge hatte.

*Dort, wo ich vorübergekommen bin,  
wird das Gras niemals mehr wachsen.*

*Attila der Hunne*



## PROLOG

PJÖNGJANG, NORDKOREA  
EINEN MONAT ZUVOR

Das Flugzeug war lang, glänzend, schwarz: eine Bombardier Global 7000, die dem Institut Gustave Roussy gehörte, einem der modernsten Krebsforschungs- und -behandlungszentren der Welt. Zum vielfältigen Angebot der Klinik zählte die beeindruckende, äußerst kostspielige Ausstattung: Sämtliche biologisch-diagnostischen Verfahren und Analysen waren im Außeneinsatz vor Ort durchführbar, komplett mit medizinischem Personal. Damit ließ sich feststellen, ob ein Patient Krebs hatte – und falls ja, welche Vorgehensweise angebracht war. So hatte man die Möglichkeit, jedwedes Individuum überall auf der Welt zu bewerten – vorausgesetzt dieser Mensch verfügte über das nötige Kleingeld, um die Rechnung zu begleichen.

Sieben Stunden zuvor hatte ein weiteres Flugzeug des Instituts den gleichen Kurs genommen: von Paris nach Pjöngjang, Nordkorea. Bei dieser Maschine handelte es sich um ein Frachtflugzeug, beladen mit einer Vielzahl fortschrittlicher medizinischer Diagnosegeräte, darunter die neuesten MRT-, CT-Scan-, Blut-, Sauerstoff- und Zellanalysegeräte sowie modernste radiologische Apparate. Die gesamte Ausrüstung befand sich nun in der Universitätsklinik von Pjöngjang.

Der Bombardier-Jet transportierte ein Team von Krebspezialisten unter der Leitung von Dr. Marc de Saint-Phalle.

De Saint-Phalle galt weithin als der beste Krebspezialist der Welt. Er hatte insgesamt zehn Personen aus dem Institut dabei, darunter Ärzte, Radiologen und Krankenschwestern, alle erfahren im Außeneinsatz und bekannt für ihr Können und ihre operative Präzision. De Saint-Phalle hatte jeden von ihnen persönlich ausgesucht.

Die sechs vorderen Plätze wurden von einer gänzlich anderen Gruppe eingenommen. Jeder der Männer war jung – Mitte 20 – und kräftig. Zwei waren kahlköpfig und glatt rasiert. Die anderen trugen ihr Haar ziemlich lang, dazu dichte Bärte. Alle waren sie ehemalige israelische Militärangehörige – Sajeret Matkal, um genau zu sein, neben Schajetet 13 die Elite von Israels Spezialeinheiten. Sie waren alle bestens ausgebildet, verfügten über Erfahrung in Antiterror-Operationen, Anti-Guerilla-Kriegsführung sowie allen Arten umfassender Schutzmaßnahmen, auch auf engstem Raum, und Infiltration, waren geübt im Umgang mit Schusswaffen, Sprengstoffen, Blankwaffen, in der Überwachung, im Nahkampf und in der Tiefenaufklärung. Sie stammten von einem privaten, in London ansässigen Unternehmen namens Four Winds LP, das für seine militärischen Qualitäten und seine Diskretion bekannt war. Das Institut war ein wichtiger Kunde. In welches Land das Institut auch reiste – wen auch immer es aufsuchte –, es handelte sich um Staatsgeheimnisse. Das Institut hatte die Erfahrung gemacht, dass man den Soldaten von Four Winds vertrauen konnte. Sie gaben die Geheimnisse der weltweit führenden Spitzenpolitiker nicht an die Öffentlichkeit weiter, für deren Behandlung das Institut mitunter bezahlt wurde.

Die Verhandlungen über den Trip nach Nordkorea hatten einen Monat in Anspruch genommen. Der Preis des Instituts schreckte die Nordkoreaner nicht ab:

57,2 Millionen US-Dollar für zwei Tage Arbeit. Aber sie sperrten sich, als das Institut darauf bestand, seine eigene Security mitzubringen. Als schließlich klar war, dass das Institut nicht vorhatte einzulenken, willigte Pjôngjang ein, einen bis an die Zähne bewaffneten Sicherheitstrupp zuzulassen. Kim Jong-un stand in keinem guten Ruf. Falls die Tests ergaben, dass mit ihm etwas nicht stimmte, war er genau der Typ, der die Hinrichtung derjenigen anordnete, die die Diagnose stellten. Er konnte es trotzdem tun – doch nun begriff Pjôngjang, dass es zahllose Tote geben würde, sollte Kim versuchen, de Saint-Phalle oder einem seiner Mitarbeiter etwas anzutun. De Saint-Phalle wusste, wie der Hase lief. Es war ja nicht das erste Mal, dass er in feindliches Gebiet reiste, um einen Diktator zu untersuchen.

Ohne de Saint-Phalle hätte Kim keine andere Wahl als ein schlechteres Team aus China zu holen – oder sich auf Nordkoreas eigenes Team von Krebspezialisten zu verlassen, deren Wissen und Fähigkeiten denen des Instituts um Jahrzehnte hinterherhinkten.

De Saint-Phalle blickte über den Gang. Eine Frau, Dr. Megan Licameli, mit kurzem pechschwarzem Haar, las die gleichen Dokumente wie er: Kims Gesundheitsakten, die bis in seine Kindheit zurückreichten.

»Es ist erblich bedingt«, sagte de Saint-Phalle.

»Was denn?«

»Der Abbau des Pankreasmechanismus. Ob es sich um das Trypsinogen-Gen oder um Ataxia teleangiectatica handelt, werden wir erst später erfahren.«

»Ich lese es anders«, sagte Megan. »Die primäre DNA-Struktur zerfällt. Hydrolyse, Oxidation oder nicht enzymatische Methylierung. Die DNA ist instabil. Wenn man sich die Sequenzen seiner Eltern im Vergleich zu seinen Großeltern ansieht, gibt es ein erhebliches genetisches

Cross-over. Seine Großmutter war mit seinem Großvater verwandt, bevor sie heirateten. Dann heiratete sein Vater seine Cousine ersten Grades. Seine Basisindizes fallen auseinander. Natürlich hat er Krebs. Ganz zu schweigen davon, dass er wahrscheinlich völlig verrückt ist. Erklären Sie mir noch einmal, Marc, warum fliegen wir überhaupt hin?«

De Saint-Phalle hielt inne.

»Wenn ich für jedes Mal einen Dollar bekäme, wenn ich glaube zu wissen, was ich finden werde, bevor ich etwas ganz anderes finde – oder auch gar nichts –, wäre ich ein sehr reicher Mann.«

»Sie sind ein sehr reicher Mann«, sagte Megan. »Was, wenn Sie für jedes Mal, wenn Ihre Vorhersagen sich erfüllen, einen Dollar bekämen? Wäre dieser Stoß größer?«

De Saint-Phalle grinste. »Vielleicht!«

Die Straßen in Pjöngjang waren gesperrt. Alle Bürger, die nicht bei der Arbeit waren, waren angewiesen, in der vierstündigen Zeitspanne, während Kim mitten am Tag ins Krankenhaus fuhr, das Haus nicht zu verlassen.

Die Wagenkolonne hatte ihren Ausgangspunkt an der Ryongsong-Residenz, dem Präsidentenpalast. Insgesamt fünf Fahrzeuge: vier schwarze Range Rover, in der Mitte eine lange dunkelrote Mercedes-Limousine, kugelsicher, mit Stahlplatten gepanzertes Fahrwerk, der Fahrer mit einem kleinen Stapel Maschinenpistolen auf dem Beifahrersitz trotz der vielen Sicherheitsebenen entlang der Strecke, die der Limousine Flankenschutz geben konnten.

Im Klinikum herrschte eine gedämpfte Stimmung, als Kim Jong-un, Nordkoreas oberster Führer, durch den ruhigen, hell erleuchteten Flur im fünften Stock watschelte.

Abgesehen von drei Leibwächtern war der Einzige, der Kim begleitete, General Pak Yong-sik.



Yong-sik war der Chef der nordkoreanischen Streitkräfte, der Koreanischen Volksarmee, KVA. Gemessen an der Zahl der Soldaten war die KVA die größte Militärmacht der Welt. Doch das war nicht der Grund, aus dem Yong-sik hier war. Yong-sik war Kims zuverlässigster Vertrauter, der einzige andere Mensch in Nordkorea, der wusste, dass mit dem 35-jährigen Kim etwas nicht stimmte. Yong-sik hatte unter Kims Vater Kim Jong-il gedient. Damals war Yong-sik Kim Jong-ils engster Verbündeter und Freund geworden. Im Alter von 30 Jahren war Yong-sik zum Chef der KVA ernannt worden und hatte damit mehr als 100 ranghohe Offiziere hinter sich gelassen. General Yong-sik war nun älter, blieb aber der zweitmächtigste Mann Nordkoreas. War er für Kim Jong-il wie ein Bruder gewesen, dann war er wie ein Vater für Kim Jong-un, der mit 35 Jahren nicht nur an Krebs erkrankt, sondern auch ein kettenrauchender Alkoholiker war, der den ganzen Tag über Kokain schnupfte und nicht schlafen konnte, es sei denn, er wurde ohnmächtig.

Kim war für sich selbst sein schlimmster Feind. Mit neun Jahren fing er an zu rauchen, mit elf zu trinken. Im Alter von zwölf Jahren verlor er seine Jungfräulichkeit an eine atemberaubende Prostituierte, die von New York City nach Pjöngjang eingeflogen worden war. Er besuchte ein äußerst exklusives, äußerst verschwiegenes Internat in der Schweiz und kehrte während seines letzten Jahres dort nach Hause zurück, der Schule verwiesen, nachdem er versucht hatte, die 14-jährige Tochter eines Lehrers zu vergewaltigen. Kim Jong-ils Geschenk an die Schule – um den Bericht über seinen missratenen Sohn aus der Presse herauszuhalten –, war ein Scheck über 50 Millionen Dollar.

Kims Leben war geprägt von finanziellem Überfluss und Ausschweifungen.

Hinzu kam die plötzliche Machtübernahme in einem Land, dessen Bewohner man wie Hunde darauf abgerichtet hatte, in ihrem obersten Führer einen Halbgott zu sehen.

Am Ende des langen Flurs befand sich eine geschlossene Doppeltür. Davor standen zwei der israelischen Bewaffneten in Habachtstellung, jeder hielt eine Maschinenpistole, die auf den Boden gerichtet war.

Kim näherte sich. Anstatt wütend über den Anblick der bewaffneten Ausländer zu sein, streckte er lächelnd die Hand aus.

»Willkommen in Nordkorea«, sagte er in nahezu einwandfreiem Englisch. Lediglich ein leichter Akzent verriet, dass es nicht seine Muttersprache war.

»Danke, Sir«, sagte einer der Israelis, nickte höflich und musterte Yong-sik und das dreiköpfige Sicherheitskommando.

Der andere Israeli griff nach der Klinke und öffnete die Tür für Kim und dessen Gefolge. Einer der nordkoreanischen Leibwächter blieb bei den Israelis vor der Tür, während die anderen Kim und Yong-sik nach drinnen folgten.

Der Untersuchungsraum war riesig. Zum Zweck der Begutachtung hatte das Medizintechnik-Team des Instituts den größten Operationssaal des Klinikums in Beschlag genommen. Die Geräte des Instituts waren hufeisenförmig um einen zentralen OP-Tisch herum aufgestellt. Der Saal war zwei Stockwerke hoch. Der zweite Stock öffnete sich zu einer Galerie voller Sitzplätze, die jetzt leer waren. Das Piepsen und Klicken diverser Apparate sorgte für einen steten Geräuschpegel im Hintergrund.

Zwei weitere israelische Bewaffnete standen auf gegenüberliegenden Seiten des Untersuchungsraums. Ein dritter Mann war auf der Galerie des Amphitheaters postiert.

Dort stand er und beobachtete alles von oben, ein großkalibriges Gewehr quer vor der Brust.

Reglos und schweigend stand das französische Ärzteteam im Saal, als Kim eintrat. Alle trugen sie hellblaue Dienstkleidung und OP-Hauben, bis auf den Mann in der Mitte der Gruppe, de Saint-Phalle, der vor dem großen Untersuchungstisch aus Edelstahl stand.

De Saint-Phalle trat auf Kim zu und verbeugte sich leicht, anschließend streckte er die Hand aus.

»Herr Vorsitzender«, sagte de Saint-Phalle. »Ich bin Marc de Saint-Phalle vom Institut Gustave Roussy. Es ist mir eine Freude, Sie kennenzulernen, Sir.«

Kim schüttelte de Saint-Phalle die Hand, aber obwohl er lächeln wollte, erschien ein nervöser, verzweifelter, wenn nicht gar verletzlicher Ausdruck auf seinem Gesicht. Er sagte nichts, konnte nicht sprechen. Einen Augenblick lang sah es so aus, als würde er zusammenbrechen.

»Tut es im Moment weh?« De Saint-Phalle versuchte Kim die Angst zu nehmen, indem er ihn mit einer einfachen Frage beschäftigte.

Kim nickte und legte sich die rechte Hand seitlich auf den Oberkörper.

»Auf einer Skala von eins bis zehn, wobei zehn der schlimmste Schmerz ist, den Sie je verspürt haben, und eins überhaupt keine Schmerzen bedeutet, wie würden Sie den Schmerz einschätzen?«

»Sechs«, sagte Kim. »Er geht nie weg, außer mit Schmerzmitteln. Können Sie mir helfen?«

»Wir sind hier, um festzustellen, was Ihnen fehlt, Herr Vorsitzender«, sagte de Saint-Phalle. »Wir sind Ärzte und Forscher und haben unser Leben der Erkenntnis und Behandlung aller Krebsarten gewidmet. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt wissen wir noch nicht einmal, was es ist.«

»Sie haben die Ergebnisse der Blutuntersuchung gesehen.«

»Ja, das habe ich«, sagte de Saint-Phalle. »Sie haben eine erhöhte Zahl an Blutplättchen und weißen Blutkörperchen, aber das heißt nicht unbedingt, dass es Krebs ist, Sir.«

»Können Sie mich retten, wenn es Krebs ist?«, flüsterte Kim.

De Saint-Phalle warf einen Blick zu Yong-sik.

»Wenn Sie gerettet werden können, ja, dann werden wir Sie retten«, sagte de Saint-Phalle. »Aber zunächst werden wir feststellen, was die Schmerzen in Ihrer Seite verursacht. Ihren Ärzten war nicht gestattet, diejenigen Tests durchzuführen, die erforderlich sind, um zu diagnostizieren, was los ist. Wir werden diese Untersuchungen durchführen.«

»Was, wenn es Krebs ist?«

»Darüber reden wir, wenn es so weit ist.«

»Ich möchte es gern wissen.«

De Saint-Phalle sah Megan einen Moment lang an, dann wieder Kim.

»Unsere beiden Untersuchungstage werden eines von vier möglichen Resultaten ergeben«, sagte de Saint-Phalle. »Erstens: Sie haben keinen Krebs. Wir finden heraus, was der Schmerz ist, und empfehlen eine Vorgehensweise. Dann fliegen wir nach Hause. Zweitens: Sie haben Krebs, und er ist mit verschiedenen Strategien und Verfahren behandelbar, die direkt hier in Pjöngjang verfügbar sind, unter unserer Beratung aus Villejuif. Drittens: Sie haben Krebs und können nicht vor Ort behandelt werden. In diesem Fall empfehlen wir Ihnen, nach Villejuif zu kommen, wo wir den Krebs angemessen behandeln können.«

Kim nickte. »Und viertens?«

»Das letzte Szenario wäre eine Art fortgeschrittener, inoperabler Krebs«, sagte de Saint-Phalle ruhig. »Aber

noch einmal: Wir wissen noch gar nichts. Die Tatsache, dass Sie auf zwei Beinen hier hereinspazieren und keinerlei Anzeichen zeigen, die normalerweise auf Krebs im Endstadium hinweisen, ist ein vielversprechender Anfang. Wenn Sie jetzt bitte so gut wären, sich auf den Untersuchungstisch zu setzen. Deuten Sie auf die Stelle, an der es wehtut.«

Am Ende des ersten Untersuchungstages wussten de Saint-Phalle und sein Team, was los war. Es dauerte nicht lange. Mit jedem Testergebnis erhielten sie – ähnlich einer Skulptur, die aus einem Stein gehauen wird – ein genaueres Bild dessen, was nicht stimmte. Sie brauchten keinen zweiten Tag für Untersuchungen. Die Ergebnisse der vier Biopsien waren eindeutig.

Dass es sich um fortgeschrittenen Bauchspeicheldrüsenkrebs handelte, war auf den ersten Blick klar. Aber die Biopsien von Kims Leber, Nieren und Magen zeigten einen noch erschreckenderen Befund. Der Krebs war extrem aggressiv und schnell metastasierend, was weitere Tests überflüssig machte. Eine Heilung war unmöglich. Das Team des Instituts war sich einig, dass der Krebs inoperabel war. Das Einzige, worüber sie sich nicht einigen konnten, war, wie lange Kim noch zu leben hatte. De Saint-Phalle glaubte, Kim habe höchstens noch einen Monat. Megan Licameli prognostizierte, dass der Führer Nordkoreas innerhalb einer Woche tot sein werde.

Was de Saint-Phalle niemandem erzählte, war, dass er es in dem Moment gewusst hatte, als er Kim in die Augen blickte. Er hatte zwar keine Ahnung, welche Form genau der Krebs annehmen würde. Aber die Erfahrung hatte ihn gelehrt, das Aussehen zu erkennen. Er hatte es so oft gesehen, dass er den Unterschied ausmachen konnte.

Den Unterschied zwischen der normalen, schrecklichen Sorge, die alle Patienten ausstrahlten, bevor sie wussten, ob sie krank waren oder nicht, und der gespenstischen, unbeschreiblichen Angst jener armen Seelen, die bereits wussten, dass sie sterben würden, dass sie fast tot waren.

De Saint-Phalle rief Yong-sik kurz nach zehn an jenem Abend an. »Ich denke, Sie sollten ins Krankenhaus kommen«, sagte de Saint-Phalle.

»Ich fahre sofort los.«

45 Minuten später betrat Yong-sik den Operationsaal. De Saint-Phalle war allein. Die medizinische Ausrüstung, die sie aus dem Institut mitgebracht hatten, war verschwunden, bereits wieder im Flugzeug. Der Rest des Ärzteteams befand sich am Flughafen. Selbst die Israelis befanden sich dort, wieder an Bord der wartenden Bombardier. De Saint-Phalle hatte darauf bestanden. Er wollte die Sache allein regeln.

Yong-sik trug noch immer seine Militäruniform, auf seiner Brust prangten farbige Abzeichen und Orden. De Saint-Phalle sah Yong-sik fest an, ruhig, emotionslos.

»Wo ist der Rest Ihres Teams?«, wollte Yong-sik wissen.

»Im Flugzeug, General. Ein zweiter Untersuchungstag wird nicht notwendig sein.«

Yong-sik stockte. Seine Hand griff nach dem Tisch, um ihn zu stützen. »Sagen Sie es mir.«

»Der Vorsitzende Kim hat inoperablen Krebs«, sagte de Saint-Phalle. »Er nahm seinen Ausgang in der Bauchspeicheldrüse und breitete sich aus. Er ist jetzt in praktisch jedem Teil seines Körpers, einschließlich der Knochen, was wahrscheinlich der Grund dafür ist, dass er Durchbruchschmerzen hat. Aber der Krebs ist überall.«

»Metastasen?«, fragte Yong-sik.

»Korrekt! Es ist eine äußerst aggressive Krebsart.«

»Wie sieht es mit Bestrahlung aus?«, fragte Yong-sik.  
»Mit Chemotherapie? Was ist mit einer Operation? Jetzt, sofort! Noch heute Abend.«

De Saint-Phalle schüttelte den Kopf.

»Es ist zu spät, Sir. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt müssten wir, um den Krebs zu zerstören, Kim töten. Keine Menge an Strahlung, Medikamenten oder chirurgischen Eingriffen wäre ausreichend. Wir würden dem Vorsitzenden Kim lediglich seine letzten Tage verderben. Und zwar auf schmerzhaft Weise, möchte ich hinzufügen. Denn letzten Endes würde es nicht funktionieren. Es gibt einfach keine Möglichkeit, die Ausbreitung zu stoppen. Es tut mir sehr leid.«

Yong-sik sah de Saint-Phalle einige Augenblicke lang an. Seine Augen wurden rot vor Emotionen. Langsam schob er sich an den Untersuchungstisch, zog sich darauf und setzte sich.

»Ich möchte den Vorsitzenden Kim so schnell wie möglich informieren«, erklärte de Saint-Phalle.

»Ich werde es ihm sagen.«

»Als sein Arzt ist es meine Aufgabe«, entgegnete de Saint-Phalle. »Er wird Fragen haben, die Sie nicht beantworten können.«

Yong-sik schüttelte den Kopf.

»Danke, dass Sie gekommen sind.« Yong-sik wischte sich über die Augen und stand auf. Er streckte den Arm aus und schüttelte de Saint-Phalle die Hand. »Sie sind ein guter Arzt, ein ehrenwerter Mann. Es gibt nur einen, der den obersten Führer informieren kann. Ich lasse Sie zu Ihrem Flugzeug fahren. Sobald Sie abgeflogen sind, werde ich ihn aufsuchen. Sie mögen bewaffnete Männer zu Ihrem Schutz dabei haben, aber er ist unberechenbar. Wenn er jemanden umbringen will, sollte ich derjenige sein.«

Eine Stunde später betrat Yong-sik das riesige, prunkvolle Schlafzimmer des Vorsitzenden Kim. Kim trug einen seidenen bordeauxroten Pyjama. Er saß im Bett, die Decke über sich, und rauchte eine Zigarette, der Aschenbecher mitten auf dem Bett auf der Bettdecke. Ein einsames Licht brannte im Zimmer, eine große Glaslampe auf dem Nachttisch. Sie tauchte den Raum in ihren goldenen Schein. Auf dem Nachttisch stand ein Glas Rotwein.

Hinter Kim hing ein Ölgemälde an der Wand. Es zeigte seinen Vater Kim Jong-il mit Kim. Auf dem Gemälde war Kim noch ein Kind. Er saß auf dem Schoß seines Vaters, ein breites Lächeln im Gesicht. Sein Vater hielt Kims Hand, einen zärtlichen Ausdruck im Gesicht, während er seinen kleinen Sohn hielt.

Yong-sik ging über den weichen Orientteppich und trat an Kims Bett. Er verbeugte sich einige Sekunden vor Kim, dann hob er den Kopf und blickte ihn an. Kim zog an seiner Zigarette und stieß den Rauch aus. »Wie schlimm ist es?«

Yong-sik fing an zu reden, doch vor Rührung verschlug es ihm die Sprache.

»Kommen Sie, General, so schlimm kann es doch nicht sein.«

Yong-sik nickte. »Ich fürchte, doch, mein Führer.«

In den folgenden Minuten übermittelte Yong-sik die medizinischen Befunde, die das Team des Instituts Gustave Roussy festgestellt hatte. Kim nippte gefasst an seinem Weinglas, während er zuhörte, und zündete sich eine weitere Zigarette an. Sein Gesicht war ausdruckslos, wie versteinert, zeigte weder Resignation noch Angst. Seine Miene war furchterregend, Yong-sik kannte diesen Blick. Er hatte ihn noch jedes Mal gesehen, wenn Kim einen Schuldigen, einen Sündenbock wollte – geradezu brauchte, ein Ventil für die tiefe, unstillbare Wut, die ihn wie flüssiges Erz



durchströmte. Nachdem Yong-sik geendet hatte, blickte er zu Kim auf. Er konnte seine Emotionen nicht verbergen. Es war keine Angst, eher etwas, das nur er kannte, etwas, das er niemandem zu sagen vermochte, noch nicht einmal Kim. Der Kummer eines Vaters, der plötzlich begreift, dass sein Sohn sterben wird.

»Wie können Sie es wagen?!«, sagte Kim, schäumend vor Wut. »Ich bin hier der Sterbende, nicht Sie!«

Yong-sik nickte. »Es ... Es tut mir leid«, sagte er leise.

Kim trank einen weiteren Schluck Wein.

»Schon vor zwei Jahren wollten Sie, dass ich mich von diesen Ärzten untersuchen lasse.« Kim starrte ins Leere, dachte laut. »Sie hatten recht. Sie haben immer recht, General. Sie waren derjenige, der mir mitteilte, dass mein Vater gestorben war. Ich würde Ihnen nie etwas antun. Sie sind das Einzige, was ich je an Familie kannte. Wussten Sie, dass ich mich nicht einmal daran erinnern kann, wie mein Vater war? Nur durch Ihre Erzählungen habe ich eine Vorstellung von ihm.«

»Er wäre sehr stolz auf Sie gewesen«, sagte Yong-sik.

»Meinen Sie das wirklich?«

»Ja.«

Kim stellte das leere Weinglas ab und lehnte sich in ein großes Kissen zurück. Erneut starrte er gedankenverloren in die Düsternis des Zimmers. Urplötzlich sah er Yong-sik an. Da war er wieder, dieser Blick, genau wie Yong-sik erwartet hatte – die Wut und der Groll, der Zorn eines Sterbenden, der sich für unsterblich gehalten hatte. Hass-erfüllt, rasend blitzten seine schwarzen Augen auf.

»Nein, er wäre nicht stolz auf mich.« Vor lauter Bewegung wollte Kim die Stimme brechen. »Aber er wird es sein. Wenn ich sterbe, werde ich so viele andere mitnehmen wie noch nie jemand vor mir. Ich habe immer gewusst,

dass das Zeichen kommen wird, der Grund, weshalb mein Vater die Atomwaffen baute. Endlich habe ich das Zeichen bekommen. Sehen Sie es denn nicht?«

Yong-sik nickte, obwohl er nicht ganz sicher war, wovon Kim eigentlich sprach.

»Ich werde jetzt zu meinem Vater und meinem Großvater gehen«, sagte Kim. »Wenn ich schon sterben muss, soll es nicht umsonst sein. Es ist Zeit. Es ist an der Zeit, unserem Feind zu zeigen, dass der Tod über uns alle kommt. Ich werde diese Erde als Inferno hinterlassen. *Ich werde die ganze Welt in Brand stecken! Ich werde in Amerika die Flammen der nordkoreanischen Sonne entzünden!*«

# 1

LA VILLA BLEUE  
SIDI BOU SAÏD  
TUNESIEN  
NORDAFRIKA

Auf einem kleinen Balkon vor einem Hotelzimmer an der Küste Nordafrikas stand ein Mann. Es war Nacht, schon seit zwei Stunden stand er an dieser Stelle. In der Hand hielt er ein großes Hochleistungsfernglas aus Edelstahl. Es war aufs Meer gerichtet, auf eine große Jacht, die vor der Küste Anker geworfen hatte und deren Lichter trotz der späten Stunde noch immer hell brannten. Im Inneren der Hauptkabine der 190-Millionen-Dollar-Jacht konnte er mehrere Personen ausmachen.

Der Mann drückte einen kleinen Schalter an der Seite des Fernglases, und alle Farben verschwanden. Er hatte das Wärmebildsystem aktiviert. Nun konnte er sich die Wärmemuster der Jacht ansehen. Die Jacht und alles darum herum wurde schwarz. Vorn sah man als weißen Schatten den Motor des riesigen Bootes, der im Leerlauf vor sich hin tuckerte. Im Inneren der Kabine erschienen wie auf einem Negativ verschwommene weiße Silhouetten, die die Insassen der Jacht anzeigten. Ihre Körper strahlten genügend Wärme ab, sodass das Fernglas undeutlich die weißen Umrisse erfassen konnte. Er zählte elf Personen an Bord. Etliche schliefen. Einige waren noch in Bewegung. Er beobachtete die Decks der 60-Meter-Jacht. Er zählte zwei Mann am Heck des Bootes, einen am Bug und einen

weiteren Mann, der an der ihm zugewandten Seite der Jacht an der Backbordseite entlangging.

Dies war der Security-Kordon, um die Bewohner der Jacht zu schützen.

Es war eine ernst zu nehmende Crew, alle Ex-Militärs und bis an die Zähne bewaffnet.

Das Haar des Mannes reichte bis auf die Schultern und war ziemlich zerzaust, sogar ein wenig fettig, so als hätte er ein paar Tage nicht mehr gebadet. Tatsächlich war es länger als eine Woche her, dass er mit Seife oder Shampoo in Berührung gekommen war, obwohl er oft im Meer geschwommen war. Ein wirrer Bart bedeckte sein von der Sonne tiefbraunes Gesicht. Er trug Jeans, nichts sonst, hatte wuchtige Schultern und muskelbepackte Arme. Auf der linken Schulter hatte er eine breite, dicke, gezackte Narbe. Auf seinem rechten Bizeps war ein kleines Tattoo: ein Blitz, in schwarzer Tinte gestochen, kaum größer als ein Zehncentstück.

Unter der linken Achsel des Mannes befand sich ein abgenutztes, maßgefertigtes Lederholster. Darin lag eine Waffe: ein Colt 1911. Ein langer schwarzer Kunststoffschalldämpfer war auf die Mündung geschraubt.

Es war halb zwei Uhr morgens Ortszeit.

Er starrte noch ein paar Augenblicke durch das Fernglas und legte es dann auf einen Tisch. Er nahm ein Glas vom Tisch. Es war halb voll mit Bourbon.

Die Temperatur lag bei fast 30 Grad, doch es war angenehm, denn vom Meer her fegte ein steifer Wind über das kleine Dorf an der tunesischen Küste.

Er war nun schon seit einer Woche in Afrika, seit drei Tagen in Tunesien, seit 18 Stunden in Sidi Bou Saïd.

Er trank einen großen Schluck Bourbon und starrte auf den dunklen Ozean hinaus. Trotz der späten Stunde

leuchtete der Himmel im Osten bläulich schwarz und ließ den Horizont in einem gespenstischen Violett erscheinen.

Unterhalb des Hotels breitete sich das kleine Touristendorf Sidi Bou Saïd in einem mäandernden Gitternetz aus weißem Stuck, gepflasterten Straßen und blauen Verzierungen steil zum Meeresufer hin aus. Aus einem Straßencafé irgendwo in der Nähe drang Musik zu ihm, ein leichter Trommelrhythmus, dazu eine Sitar und eine sanfte Frauenstimme, die auf Arabisch sang. Es war ein verschlafener Strandort, friedlich, abgelegen, abseits ausgetretener Touristenpfade. Die reinste Idylle.

Nur auf diesem speziellen Balkon nicht. Denn hier stand der Frieden in krassem Gegensatz zu der Wut in den Augen des Mannes – zwei stahlblauen Augen, die kalt, wachsam, brutal blickten. Augen, die Gewalt verhießen.

*Einsatzbereit.*

Dann sah er sie. Lag es am Alkohol? Sie war auf dem Balkon zu seiner Rechten. Ihr braunes Haar wehte im Wind. Flehend sah sie ihn an, streckte die Hand aus ...

*Holly!*

Er schüttelte den Kopf, bemüht, sie zu verdrängen, hielt das Glas fest und trank einen weiteren Schluck, den er eigentlich gar nicht wollte. Doch so sehr er auch dagegen ankämpfte, er brachte es nicht fertig, den Blick von ihr zu wenden – von dem Trugbild, der Erinnerung an seine Frau, die ihm vor mehr als einem Jahrzehnt von einer Kugel genommen worden war.

»Es tut mir leid«, flüsterte er, während ihm die Tränen über die Wangen liefen. »Es tut mir so leid. Ich wusste es nicht. Du musst mir glauben ...« Sein Flüstern verstummte, als ihm ein plötzlicher Windstoß von der nordafrikanischen Küste durchs Haar fuhr und es zerwühlte.

Dewey Andreas trank noch einen großen Schluck Bourbon, leerte das Glas. Er beugte sich vor, schenkte sich noch mehr Bourbon ein, hob das Glas an die Lippen und nahm erneut einen großen Schluck. Er holte eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche seiner Jeans und zündete sich eine an.

Es war nun Monate her, dass Dewey die Wahrheit erfahren hatte.

Die Wahrheit.

Nämlich dass seine Frau gar nicht Selbstmord begangen hatte. Dass sie sie umgebracht und es wie einen Selbstmord hatten aussehen lassen. Eine Einheit, in der Ehefrauen nicht zulässig waren, eine elitäre, streng geheime Truppe aus Agenten, handverlesen aus Delta-Force-Soldaten und Navy SEALs. Es handelte sich um einen Einfall des ehemaligen CIA-Direktors. Er wollte ein verdecktes Mordkommando schaffen, um es außerhalb der gesetzlichen Grenzen auf amerikanischem Boden einzusetzen. Doch nichts war nach Plan verlaufen. Man hatte Dewey wegen Mordes an Holly angeklagt, und als die Jury ihn endlich freisprach, hatten die Anwerber der Einheit sich schon zu neuen Ufern aufgemacht und ließen Dewey die Scherben seines zerstörten Lebens aufsammeln, ohne die Frau, die er liebte. Einen Tag nach seinem Freispruch gab das Militär ihm den Laufpass. Ein Militär, ein Land, für das er sein Leben riskiert hatte. Wie Holly vom Winde verweht, für immer verschwunden.

All das kam über ihn wie ein grausamer Blitzschlag aus heiterem Himmel. Der Blitz traf ihn mit solcher Wucht, eigentlich hätte er ihn umbringen müssen. Aber es brachte ihn nicht um. Stattdessen machte es ihn nur härter, härtete einen ohnehin harten Mann nur noch mehr ab. Dewey hatte gelernt, sein Schicksal zu akzeptieren. Hatte

gelernt, sich mit Hollys Selbstmord abzufinden. Er verließ Amerika und ging nach Großbritannien, nahm einen Job auf einer Offshore-Ölplattform in der Nordsee an. Mitten in einem brutalen Wintersturm brachte ihn ein Hubschrauber zu der Bohrinself. Dort – auf dieser Plattform, dann auf einer anderen und wieder anderen vor den Küsten Afrikas, Europas und Südamerikas – heilten Deweys Wunden. Oder, genauer vielleicht, dort schottete Dewey jeden Teil von sich ab, der zu Gefühlen fähig war, und zerstörte ihn. Die Arbeit als Roughneck bot ihm nicht nur eine Fluchtmöglichkeit – sie machte ihn auch stärker, härter, als das amerikanische Militär es vermochte. Denn auf einer Bohrinself zählte bloß ein einziges Gesetz, das Gesetz des Dschungels. Es war Offshore, wo Dewey Andreas erfuhr, was für ein Tier er sein konnte. Was für ein Tier er war.

Schließlich kehrte Dewey wieder zurück. Die Regierung, die ihn verraten hatte, holte ihn wieder nach Hause, zurück in ihre Reihen. Eine Zelle islamistischer Terroristen hatte Amerika ins Visier genommen – ihr erstes Ziel war die gewaltige Ölplattform, auf der Dewey Kolonnenführer war. Obwohl man ihn so mies behandelt hatte, setzte Dewey sein Leben aufs Spiel, um gegen die Terroristen zu kämpfen.

Er mochte die Regierung noch so sehr hassen, die ihn rausgeworfen, die ihn fälschlich beschuldigt hatte, die Frau, die er liebte, ermordet zu haben. Trotzdem liebte er die Vereinigten Staaten von Amerika. Er war Amerikaner.

Nach seiner Rückkehr fand Dewey innerhalb der Regierung Leute, denen er vertraute. Die US-Regierung wiederum fand in Dewey ihre überragendste Waffe. Seitdem Dewey zurückgekehrt war, um den Angriff auf Amerika zu stoppen, hatte er in Pakistan einen Staatsstreich angeführt

und den Iranern ihre einzige Atombombe entwendet, nur wenige Stunden bevor sie in Tel Aviv hochgehen sollte. Er hatte eine Zelle von IS-Terroristen aufgehalten, die in einem Wohnheim an der Columbia University Geiseln genommen hatten. Er stoppte ein Attentat auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Aber mit jener letzten Tat – als er Charles Bruner daran hinderte, Präsident Dellenbaugh zu töten – änderte sich alles. Denn Bruner war derjenige gewesen, der ihn vor einem Jahrzehnt anwerben wollte. Bruner hatte Hollys Ermordung angeordnet.

*Mord!*

Er schloss die Augen, hielt die Tränen zurück. Er ballte die Faust und hieb gegen das Geländer an der Seite des Balkons. Zu fest. Er blickte hinab, öffnete die Faust. Er hatte sich zwar nichts gebrochen, aber Blut rann ihm über den Knöchel.

Er trank einen weiteren Schluck.

Alles, was Dewey zu wissen glaubte, war eine Illusion. Der Tod, den er über zehn Jahre lang verwunden hatte, war eine Täuschung. Sie waren seinetwegen gekommen und hatten sie umgebracht. Ermordet, nur damit er in ihrer geheimnisvollen Einheit dienen konnte, unbelastet von einer Familie.

»Warum zum Teufel glaubst du, ich hätte da mitgespielt?«, flüsterte er. »Fick dich!«

Diese Frage stellte er sich schon seit Wochen, seit Monaten.

*Ich hätte nie bei euch mitgemacht. Ich hätte nie bei dir mitgemacht, du arroganter Hurensohn.*

Dewey hatte den Mann hinter alledem getötet, Charles Bruner. Doch das trug wenig dazu bei, seinen Zorn zu lindern, seinen Hass, seine Schuld. Er hatte Holly ermordet.



Nicht absichtlich, aber er war es doch, den sie gewollt hatten. Er war der Grund, warum der Vollstrecker der Einheit Holly seine Dienstpistole in den Mund gerammt und ihr den Hinterkopf weggeblasen hatte. Nun empfand Dewey nur noch Wut – eine dunkle, unbarmherzige, hass-erfüllte Wut, die von Stunde zu Stunde wuchs.

In vier Monaten hatte Dewey kaum etwas anderes getan als nach dem einen Mann zu suchen, der noch übrig war. Er war besessen davon. So sehr, dass er seine Freunde, seinen Beruf, seine Familie vernachlässigte. Und auch Daisy. Noch vor einem Jahr hatte er sich ausgemalt, wie er Daisy heiratete. Nun konnte er nicht einmal mehr mit ihr sprechen, so tief waren die Schuldgefühle, die ihn nicht mehr losließen, ihn aufwühlten. Eines Tages würde er ihr erklären, warum er nicht zurückrief, nicht die Tür öffnete, wenn sie vorbeischaute. Aber nicht heute. Dieser Tag war Holly vorbehalten.

Er trank einen weiteren Schluck Bourbon und nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette. Wie beiläufig glitt sein Blick über das Kopfsteinpflaster der Gassen unterhalb des ein wenig heruntergekommenen Hotels, dann zum Meer und schließlich wieder zu der Jacht, die am gegenüberliegenden Ende des kleinen Hafens vor Anker lag.

»Jetzt hole ich dich mir«, flüsterte er, während er zu dem gelben Fleck hinausstartete.

Er nahm einen letzten Zug von der Zigarette, schnippte sie vom Balkon und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Er beobachtete ein junges Paar, das in leicht angetrunkenem Zickzack übers Kopfsteinpflaster spazierte. Die Frau lachte über etwas, das der Mann sagte. Erneut blickte er zur Jacht. Mit einem Mal erloschen die Lichter. Er griff zum Fernglas und musterte das Boot erneut. Bis auf das schwache Leuchten der Positionslichter entlang des Seitendecks waren alle

Lichter aus. Er schaltete das Wärmebildsystem ein. Abermals zählte er die Menschen im Inneren des Bootes, allem Anschein nach schliefen alle. Er zählte zwei Bewaffnete, die auf Deck ausharrten, trotz der Dunkelheit Wache hielten.

*Es ist Zeit.*

Dewey stürzte den Rest des Bourbons hinunter, drehte sich um und betrat das abgedunkelte Hotelzimmer. Er knipste das Licht an. Sein Blick fiel auf den auf dem Sofa sitzenden Besucher. Im selben Augenblick riss Dewey die Waffe unter seiner linken Achsel hervor und richtete sie in einer fließenden Bewegung auf die Gestalt.

»Nicht schießen!«, sagte Tacoma und hob die Hände. Er blickte Dewey ruhig an.

Tacoma hatte sich zurückgelehnt, beide Füße auf dem Tisch. Er trug ein Paar strahlend weißer Badelatschen und hielt ein Bier in der Hand. Lässig blickte er zu Dewey hoch.

Dewey behielt Tacoma noch eine Sekunde länger in der Schusslinie des Schalldämpfers, dann steckte er die Waffe wieder ins Holster.

»Ich hoffe, es macht dir nichts aus.« Tacoma trank einen Schluck Bier. »Es war im Kühlschrank. Es ist schon das zweite.«

»Was zum Teufel treibst du hier?«, fragte Dewey, während er zur Anrichte ging und sein Glas abstellte.

»Ich bin hier, um dich aufzuhalten, bevor du eine Dummheit begehst«, sagte Tacoma.

»Zu spät«, erwiderte Dewey. »Wer hat dich geschickt? Hector?«

»Ich bin auf eigene Faust gekommen«, sagte Tacoma. »Aber sie wissen, dass du hier bist.«

»Wer?«

»Langley! Ich ... nun ja, ich habe sozusagen etwas gelesen, das auf Hectors Schreibtisch lag.«

Dewey warf Tacoma einen Blick zu.

»Was zur Hölle bedeutet das?«

»Ein Aufklärungsteam soll dich holen«, sagte Tacoma.  
»Drei von ihnen sind unten in der Lobby. Sie warten, bis du rausgehst. Wahrscheinlich wollen sie dir Tizanidin spritzen und dich in einen Flieger nach Hause stecken.«

Dewey fand die Flasche Bourbon auf dem Tresen und schenkte sich ein halbes Glas ein.

»Mir war, als hättest du gesagt, du bist allein gekommen.«

»Bin ich auch! Ich wusste, dass sie ein Team herschicken. Ich war schneller«, meinte Tacoma grinsend.

»Was willst du, einen Orden?«

»Klar!«

»Warum sollte ich dir glauben?«

»Ich würde dich nie belügen«, sagte Tacoma. »Auch wenn du ein undankbares Arschloch bist.«

Dewey ignorierte die spöttische Bemerkung. Er sah Tacoma an. »Wissen sie, dass du hier bist?«

»Ich glaube, nicht«, sagte Tacoma. »Ein paar Blocks entfernt habe ich einen Wagen stehen, und am Flughafen wartet ein Flugzeug. Wir sollten jetzt besser die Hufe schwingen – und zwar durch den Lieferanteneingang.«

Dewey stellte das Glas ab und sah Tacoma verblüfft an.  
»Rob«, sagte er mit schneidender Stimme. »Ich gehe nicht von hier weg.«

Dewey ging an den Schrank und holte eine große Reisetasche heraus.

»Wenn Langley dich finden kann, kann es auch der, wegen dem du hier bist, um ihn zu töten.« Tacoma deutete aufs Meer hinaus. »Wer auch immer auf dieser verfluchten Jacht sein mag. Hast du daran schon mal gedacht?«

Dewey trug die Reisetasche in die Mitte des Zimmers und stellte sie auf dem Couchtisch vor Tacoma ab, wobei

er ihm die Füße wegstieß, um Platz für die Tasche zu schaffen.

»Woher weiß Langley, dass ich hier bin?« Er öffnete den Reißverschluss.

»Vor einer Woche bist du in den Dulles International Airport spaziert, da hast du einen Tracker ausgelöst«, sagte Tacoma. »Dann bist du in Heathrow aufgetaucht. Aber der Tracker wurde nicht blau, daher wussten sie, dass du einen Anschlussflug genommen hast. Sie glichen jeden bekannten Decknamen mit dem X6-System ab. In Tanger hatten sie dich unter dem Namen Dane Walker wieder im Raster. Vor drei Tagen bist du bei deiner Einreise nach Tunesien wieder in Erscheinung getreten.«

»Beeindruckend«, meinte Dewey beiläufig, während er in seiner Reisetasche kramte, einige Gegenstände herausnahm und auf die Anrichte legte: Sprengstoff, ein hochmodernes wasserdichtes Nachtsichtgerät mit der Bezeichnung »Four-Quads«, eine SIG P226, deren Schalldämpfer bereits auf die Mündung geschraubt war, Ersatzmagazine, ein weißes Nylon-Schulterholster. Er zog die 45er unter seiner Achsel hervor und legte sie ab, ohne Tacoma anzusehen, der wieder Platz nahm.

»Wegen wem bist du hier, Dewey?«

Dewey holte einen taktischen Neoprenanzug aus der Reisetasche – Kurzarm, Shorty bis zur Mitte des Oberschenkels, mit mehreren wasserdichten Taschen.

»Du guckst jetzt besser weg«, meinte Dewey, »es sei denn, du willst dir meinen Hintern ansehen.«

Er zog seine Kleidung aus, schlüpfte in den Neoprenanzug und fing an, Waffen, Munition und Sprengstoff in die wasserdichten Taschen zu stopfen.

Schließlich ging er zur Anrichte und leerte das restliche Viertel Bourbon.

Dewey starrte Tacoma weiterhin ausdruckslos an, nahm eine der Waffen und verstaute sie in einer wasserdichten Tasche an seinem rechten Oberschenkel.

»Was soll ich dir erzählen, Rob? Dass ich herausgefunden habe, dass meine Frau gar nicht Selbstmord begangen hat, dass sie in Wirklichkeit ermordet wurde? Dass ich einem der Wichser, die dahinterstecken, eine Kugel verpassen werde? Ist es das, worüber du dir Gedanken machst? Ich mache mir ständig Gedanken darüber. Und ich werde jeden umbringen, der sich mir in den Weg stellt.«

Tacoma lehnte sich zurück, schwieg einige Augenblicke. »Darum geht es hier also?«

»Ja, darum geht es hier. Ich werde Peter Flahertys Schädel ein Luftloch verpassen.«

»Das bringt dir Holly auch nicht zurück.«

»Ach was, echt?« Dewey fuhr mit seinen Vorbereitungen fort.

»Du hast Flaherty also gefunden?«

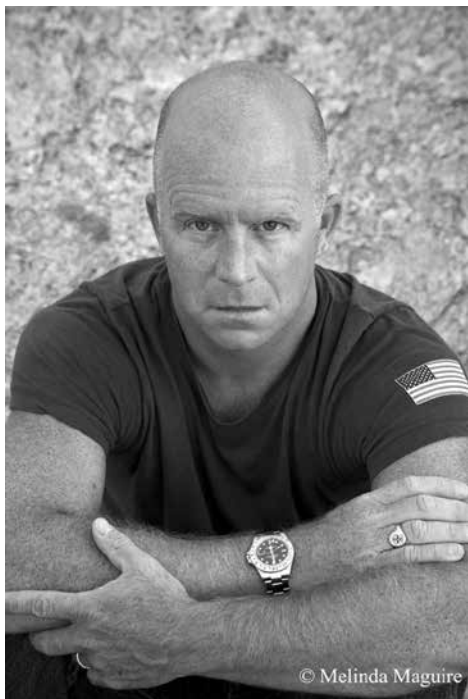
Dewey warf ihm einen Blick zu.

»Es gibt einen Tötungsbefehl der Kategorie eins für ihn«, sagte Tacoma. »Es gibt einen richtigen Weg, ihn zu töten, und einen falschen. Das ist der falsche.«

»Es gibt keinen falschen Weg«, entgegnete Dewey. »Flaherty hat meine Frau umgebracht. Er ließ alles nach einem Selbstmord aussehen, steckte ihr dann meine Waffe in den Mund und drückte ab.«

»Kennst du die Einsatzumgebung?«, wollte Tacoma wissen. »Weißt du, wie viele Männer er hat? Elektronische Überwachung, Stolperdrähte? Soll das Joint Special Operations Command doch einfach ein SEAL-Team schicken.«

»Auf gar keinen Fall. Das JSOC ließ Flaherty doch überhaupt erst aus Guantanamo entkommen. Ich versuche es allein.«



[www.bencoes.com](http://www.bencoes.com)

Der amerikanische Bestsellerautor BEN COES begann seine Karriere im öffentlichen Dienst, arbeitete im Weißen Haus unter den Präsidenten Ronald Reagan und George Bush. Später schrieb er u. a. Reden für den texanischen Öl-Milliardär T. Boone Pickens. Ben lebt heute in Boston mit seiner Frau und vier Kindern.

Infos, Leseproben & eBooks:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)